

## Ist das weibliche Dienstjahr nur eine Frauensache?

Eine Erwiderung auf den Aufsatz „Frauen-Fragliches“.  
Von Marie Diers.

So jung das Pflänzchen ist, es hat schon seine Geschichte! Vor ein paar Jahren mußte außer den Besuchern der Frauenversammlungen noch kein Mensch davon, heute möchte man sich bald die Ohren zuhalten, wenn der Name fällt, so sehr ist man neuerdings mit diesem Thema überschüttet worden. Die guten Frauen stürzten sich mit einem erlösten Aufatmen, daß auch sie jetzt ihre Meinungen über ihr Geschlecht aussprechen, ausklagen durften, auf die unglückliche Dienstfrage. Aus gutem Sinn, aus redlichem Verständnis geboren, an wache Herzen rasch anklingend, stieg die Frage am Horizont empor, verbreitete sich mit rasender Schnelligkeit über den ganzen Frauenhimmel und versiel dann rettungslos der Gefahr, der jede gute Sache verfällt, die Mode wird.

Da kommen mir, um erst einmal die Tenne rein zu legen, die „Negativen“ mit ihren Zweifeln und ihrer Kritik ganz paßgerecht. Vor einiger Zeit war es Hedwig Dohm, die in der „Börs. Ztg.“ mit vollen Backen in das Gewebe hineinpustete, um seine Fadenscheinigkeit zu erweisen. Sie sprach mit Recht von nebelgrauer und dilettierender Theorie und verkündete prophetisch dräuend, daß das weibliche Dienstjahr nie erscheinen werde. Der übrige Teil ihres Aufsatzes war aber derart unpolitisch, ohne jeden Begriff für den Staatsgedanken, nutzlos und ungläubig bis zur Lebensfeindlichkeit, daß ich mir hier die Abrechnung mit den individualistischen Tendenzen einer alten, in ihrer Art anerkennenswerten Vertreterin des radikalen Frauenrechts ersparen kann.

Anderer Saiten schlägt Hedwig v. Puttkamer in ihrem Mahnwort: „Frauen-Fragliches“ an, aber meine Zustimmung hat sie auch nur in dem negativen Teil der Sache, darin unterschreibe ich mit ganzem Herzen ihre Sätze:

„Laßt die leeren, tönenden Schlagworte beiseite von Läuterung, Ertüchtigung“ usw. Und: „Sind die Aufwendungen, die die Frauen fordern, wettzumachen durch das, was sie im Fall des Bedarfs dem Staat als Gegenleistung bieten werden?“

Mit diesem Satz stehen wir am Kernpunkt meiner eigenen Auffassung, und ich bin der Schreiberin insofern dankbar, als sie mir die Vorarbeit an dieser Stelle abgenommen hat: nämlich, dem ganzen Kram der schönen Worte, der kritiklosen Verbesserungsucht zu unrechter Zeit (denn die jetzige Zeit ist nicht für diese privaten und unklaren Frauenwünsche geeignet) ins Gesicht zu leuchten, daß sie hinweist auf alle die Lernmöglichkeiten, die den Frauen, die wollen, heute schon zur Verfügung stehen. Und denen, die nicht wollen, hilft das Dienstjahr auch nichts. Lassen wir doch endlich von diesem naiven Glauben, daß ein Dienstjahr aus schlechten Frauen und Müttern gute machen werde.

Soweit gehe ich mit Hedwig v. Puttkamer, aber nicht weiter. In ihren Bremsruf: laßt reifen, laßt werden! stimme ich nicht ein. Was sollte aus dem Fortschritt der Nation werden, wenn man nur jederzeit abwarten will, was von selber kommt? Von selber kommt nichts. Es sind noch immer Menschen gewesen, einzelne Menschen, starker Menschenwille, Menschenkraft, nicht nur naturhaftes Blühen und Wachsen, was die Menschheit trug und die Reiche baute. Ja! organisch zwar muß es werden, aber ist eine Zeitspanne

zu großen Entschlüssen geeignet, wenn es diese nicht ist? Welche Zeit wollen wir dann noch erwarten?

Aber hier klärt sich die Sache. Ja, alle diese besonderen Frauenwünsche sind jetzt nicht zeitgemäß. Wenn Hedwig v. Puttkamer diese meint, so sage ich mit ihr: die laßt reifen und wachsen. Wir haben keine Zeit, keine Mittel und keine Möglichkeit, eine Nation von weiblichen Engeln zu erziehen. Was reifen und werden will und kann, das wird es von selber tun, im Strömen und Treiben der großen Zeit, der großen Gefühle, der starken Pflichten, die uns der Krieg ganz neu entworfen und vorgezeichnet hat.

Die sog. „führenden Frauen“ haben viel Gutes geschafft, aber sie haben eine Spaltung zwischen die Geschlechter, wohl unwillkürlich, gebracht, und diese Spaltung klast jetzt geradezu erschreckend in der Dienstjahrsfrage. Sie ist zu einer reinen Frauensache geworden, so abgezirkelt, daß Helene Lange sagen konnte: Lieber kein Dienstjahr, als ein vom Manne geleitetes. Das ist eine grobe Verirrung jeglichen politischen Gefühls, eine Vertiefung und eine Ab-sage an den Staatsgedanken.

Es herrscht unter den Frauen eine Art von Partikularismus, der in dieser Frage seinen erregten Austrag findet. Dadurch wird der Sinn der Sache zerrissen und sie selbst einerseits zu einem verschwommenen Idealbild, andererseits zu einem engen, ungenügenden Programm gemacht, in dessen Rahmen die Millionen der gebienten Mädchen selber nicht einmal Platz fänden.

In der üblichen Behandlung steht die Frage auf dem Kopf, da in ihr Ursache und Zweck verwechselt werden, denn es kommt gar nicht auf die Dienstpflicht als solche an, son-

dern auf die Fragestellung: „Wofür sollen die Frauen geschult werden?“ und in erster Linie: Ist eine Notwendigkeit da, die Kräfte der Frauen für den Staat dienstbar machen zu müssen? Machen wir uns in Deutschland einer Versäumnis an der Sicherheit und der Wehrkraft des Landes schuldig, wenn wir diese Kräfte nicht ausnutzen? Und nur dann, wenn die Antwort Ja lautet, soll an eine geregelte und geschlossene Einstellung der Frau in den Landesdienst herangetreten werden.

Diese Frage fällt zusammen mit der, ob wir noch auf weitere Kriege gefaßt sein müssen oder nicht. Der politischen Einsicht jedes Deutschen wird heute die Antwort kaum mehr zweifelhaft sein, und die Westfriedensräumeri, die in den Hirnen ängstlicher Damen und urteilsloser Aestheten spukt, wird unsere künftigen Erwägungen kaum mehr beeinflussen dürfen.

Unsere Männer gehören im Kriegsfall unter die Waffen, alle, die nicht an leitenden Stellen oder auf Posten stehen, die durch Frauen unersehbar sind. Für die anderen aber sollen in der Kriegszeit die Frauen ihre Ämter versehen. Daher sollen sie geschult werden, den Mann in irgend einem der öffentlichen Berufe vertreten zu können. Im Verkehrsdienst, bei der Post, in den Banken, Fabriken, im Privatgewerbe. Die Übungen müssen das Dienstjahr ergänzen. In-betreff der Unabkömmlichkeit durch Haushalt und Beruf, ihren Ausgleich und andre ins einzelne gehende Erörterungen verweise ich auf meine demnächst erscheinende Broschüre, da diese Ausführungen hier zu umfangreich werden würden. Der Hauptpunkt liegt darin, daß im Kriegsfall die beschäftigungslosen Frauen und Mädchen aus ihrem Drohnendasein verschwinden und die Plätze derer füllen, die das Vaterland verteidigen, daß auch das Privatgewerbe, das jetzt vielfach wegen Einziehung der Männer und Gefellen stillstehen muß, sich vom Staat die weiblichen Hilfskräfte zur Fortführung erbitten kann. Die Besoldung geschieht nicht privatim, sondern ist nach dem Vorbild des Militärs zu regeln, Privatgeschäfte hätten dafür an den Staat zu zahlen.

Die Kostenfrage lehnt sich an das Vorbild des Schulwesens an. Eine starke Verbilligung entsteht auch durch das Absehen jeglicher Spezialeinrichtung, da die Lernenden in die bereits bestehenden Betriebe eingefügt werden. Bei einem Verbleiben im Beruf müssen die gesamten Kosten in Raten zurückgezahlt werden, im anderen Fall muß der Beruf nach dem Dienstjahr und dem Kriege sofort wieder verlassen und dem Manne geräumt werden, da diese militärische Bildung der Mädchen keine Versorgung ist, sondern eine Verpflichtung — eine Bestimmung, die dem Wettbewerb die Spitze abbricht.

Schwächliche Sorgen sollten sich solchen staaterhaltenden Plänen nicht so viel in den Weg werfen. Marie v. Ebner-Eschenbach sagt: „Die heutigen Menschen sind zum Tadeln geboren. Vom ganzen Achilles sehen sie nur die Ferse.“ Mit dem ewigen Verneinen kommen wir nicht voran. Da ist zum Beispiel die Sorge, daß die Frau den Mann nicht vollständig ersetzen kann. Nein, das kann sie auch nicht, obwohl ich glaube, daß sie nach einem Jahr ernsthafter Arbeit wohl die Buchführung begreifen und einen Schuh machen kann. Notdürftig gewiß manches Mal, aber im Kriege sollte es vielleicht genügen dürfen, und die Mängel werden durch Verstärkung des Militärs, durch Verkürzung des Krieges ausgeglichen. Daß der Ersatz nicht so schlecht ist, wie der Schwarzseher will, sehen wir an den bisherigen Erfolgen, denen nur die gründliche und methodische Vorbildung fehlt, die wir in Preußen mit unserer unerreichten Organisation nicht auf die Dauer entbehren können.

Eine noch kläglichere Sorge ist, daß eine solche Kräfteanspannung die Mutterpflichten der Frau behindern könne. Wie wenig Ahnung müssen diese Sorgenden von der Lebenskraft der deutschen Frauen haben, wie wenig muß ihnen selbst die alte goldene Weisheit aufgegangen sein, daß nur aus Anspannung aller Kräfte die Kraft geboren wird, wenn sie glauben, daß die Mütter unseres Volkes nur gehegt und gepflegt, in Watte gepackt, mühselig weitergeschleppt werden könnten. Vor solcher tranken widerstandsunfähigen Nation würde mir grauen. Nein, ich habe besseres Vertrauen zu der deutschen Frau!

Zu studieren und überall männliche Berufe zu ergreifen, sich selbst zu Gefallen, das hat man den Frauen erlaubt. Dem Vaterlande in solchen Berufen im Ersahsfalle zu dienen, das will man ihnen verwehren? Eine wunderliche Logik!

Denn nicht um Rechte handelt es sich hier! Wie zaghaft klingt die Einwendung, man möge den Frauen keine starken Pflichten aufhaden, damit sie nicht daraus neue Rechte folgern möchten. Diese Art von Vorsicht, dies Rechnen mit den niedrigsten Schacherinstinkten trägt wieder sein Scherflein bei zu der Ansicht von der Unfähigkeit der Frau, große Ziele zu sehen und die Werte voneinander zu unterscheiden. Nein, nicht um ein einziges Recht handelt es sich hier, nicht einmal um das „Recht auf Arbeit“. Ueberhaupt um gar keine Frauensache, die den Frauen allein gehört, sondern um eine Angelegenheit des Vaterlandes, dessen Kinder wir alle sind.

— Nur eine einzige Vorbedingung gehört zu diesem Dienst der Frau am Staate. Das ist keine kleine, enge, ängstliche, sondern eine ungeheure, eine für alles Leben und Streben im Lande unerläßliche Vorbedingung.

Diese Vorbedingung ist: eine starke Hand am Ruder. Ein starker, stolzer Frieden. — Sonst können wir allerdings die weibliche Dienstpflicht mit noch manchem anderen in Kisten verpacken und hinstellen da, wo es am dunkelsten ist.